

Krisen als Normalität

Frankfurter Historiker vergleicht extreme Konjunkturschwankungen und ihre Ursachen

Völlig überrascht von der schweren, sich schnell verbreitenden Finanzkrise des Jahres 2008 griffen Ökonomen weltweit zum historischen Vergleich und maßen die aktuellen Ereignisse vor allem an der großen Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1933. Den Grund für das plötzliche Interesse an der Wirtschaftsgeschichte bildete die einfache Tatsache, dass die nach 1945 entstandenen westlichen Wohlstandsgesellschaften keine

ein Anstieg der Bevölkerung voraus, für die es kein ausreichendes Nahrungsangebot gab, verheerend wirkten sich zudem größere Ernteaufälle aus. Unter- und Mangelernährung führten – häufig in Verbindung mit Seuchen – zu einer deutlich steigenden Sterblichkeit. Größere Spekulationswellen wie bei der Tulpenhysterie der Holländer im 17. Jahrhundert hatten dagegen außerhalb des Finanzsektors nur eine geringe volkswirtschaftliche Bedeutung, da der größte Teil der Bevölkerung in der agrarisch dominierten Wirtschaft kaum von Marktentwicklungen betroffen war.

Mit der Durchsetzung der modernen Industriegesellschaft kam ab 1800 ein neues Krisenmuster auf, das bis Mitte des 19. Jahrhunderts aber noch durch Krisen alten Typs überlagert wurde – ein Umstand, der für Marx' Analysen eine zentrale Rolle spielte. Statt Ernteschwankungen entstanden die neuen Wirtschaftskrisen nun aufgrund der zunehmenden Arbeitsteilung. In der Wirtschaft, die sich mehr und mehr ausdifferenzierte, strebten nun Produktion und Konsum regional auseinander, und die notwendig gewordene Steuerung der Produktion erfolgte indirekt über Märkte und deren Preissignale, an denen sich die Produzenten orientierten. Immer stärker beeinflusste die gewerbliche Entwicklung die Konjunkturen Deutschlands. Diese Schwankungen wurden zusätzlich auch von der Weltwirtschaftskrise 1857 und die Gründerkrise 1873 deutlich machen.

Vor dem Ersten Weltkrieg bildeten Krisenjahre eher die Ausnahme; anders als in der Zwischenkriegszeit von 1918 bis 1939, die nicht nur durch mehr, sondern auch durch deutlich heftigere Krisen geprägt war. Den Grund sieht Plumpe weniger in einer falschen Wirtschafts- und Finanzpolitik, sondern stärker in den erheblichen Störungen der Weltwirtschaft, die durch die Kriegsfolgenlasten, den wirtschaftlichen Strukturwandel, die neue landwirtschaftliche Konkurrenz in Übersee und das sich wandelnde Gläubiger-Schuldner-Verhältnis zwischen Europa und den USA ausgelöst wurden.

Vor allem die große Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1933 mit ihrer hohen Arbeitslosigkeit prägt bis heute unser Bild von Wirtschaftskrisen. Sie begründete in der Nachkriegszeit eine aktive Wirtschaftspolitik mit dem Anspruch, Krisen durch eine gesamtwirtschaftliche Steuerung zu vermeiden. Die lang anhaltende Boomphase bis in die 1960er Jahre bewertet Plumpe als Ausnahme, als Nachholeffekt verursacht durch den Zweiten Weltkrieg. Am Ende dieser Phase reagierten die westdeutschen Politiker schon bei einer milden Rezession wie 1966/1967 heftig mit Einsatz wirtschaftspolitischer Instrumente, um konjunkturelle Schwankungen auszugleichen. Dieses Politikverständnis wurde nicht nur durch die Illusion immerwährenden Wachstums und wirtschaftlichen Gleichgewichts hervorgerufen, sondern auch durch die in der Volkswirtschaftslehre vorherrschende Auffassung gestützt, dass die Marktentwicklungen stets zu einem Gleichgewichtszustand der Wirtschaft führen würden. Danach können Wirtschaftskrisen nicht dem kapitalistischen Wirtschaftssystem als solchem angelastet werden, sondern sind auf exogene Schocks – in aller Regel auf Politikversagen – zurückzuführen.

Etwa ab 1980 kehrte die Wirtschaft – so Plumpe – wieder zur Normalität regelmäßiger Krisen zurück, die jeweils aber auf verschiedene Ursachen zurückzuführen seien. Keinesfalls seien sie dagegen den in der Öffentlichkeit stets als Sündenböcke hingestellten Spekulanten anzulasten. Statt derart personalisierter Denkweisen betont Plumpe, dass Krisen nicht nur ein endogener Teil der modernen Wirtschaft, sondern auch ein strukturelles Phänomen bzw. notwendiger Teil des sektoralen Strukturwandels und regionaler Verschiebungen seien. Eben derartige Thesen sind es denn auch, die Plumpe's gut lesbaren Essay über die Geschichte der Wirtschaftskrisen in der Neuzeit zu einer originellen und anregenden Lektüre machen und den Wert der Wirtschaftsgeschichte für aktuelle Diskussionen deutlich werden lassen. ◆



Werner Plumpe

Wirtschaftskrisen – Geschichte und Gegenwart

München 2010
C. H. Beck
ISBN 978-3-406-60681-6
128 Seiten
8,95 Euro.

annähernd so schwere Krise durchlebt hatten und eine Beurteilung der aktuellen Vorgänge einzig durch den historischen Vergleich möglich ist.

Werner Plumpe, Frankfurter Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, beschäftigt sich in seinem 2010 erschienenen Buch mit der historischen Einordnung von Wirtschafts- und Finanzkrisen. Er gibt einen allgemein verständlichen Überblick über die Geschichte der Wirtschaftskrisen seit dem 16. Jahrhundert und unterzieht die historischen Krisen einem systematischen Vergleich mit der heutigen Wirtschaftsentwicklung.

Im Unterschied zu den vielen medialen Bewertungen, die den Hauptgrund für die aktuelle Finanzkrise in der Spekulation und einer fehlenden Moral zahlreicher Akteure in der Finanzbranche sehen, betont Plumpe, dass die Krisen einer modernen kapitalistischen Wirtschaft systemimmanent seien. Kehren sie doch, seitdem ab etwa 1800 die kapitalistische Wirtschaftsweise aufkam, regelmäßig wieder.

Diese modernen Wirtschaftskrisen unterscheiden sich nach Plumpe deutlich von denjenigen der vorindustriellen Agrargesellschaften, den Krisen des »type ancien«. Ihnen ging stets

Der Rezensent

Privatdozent Dr. Ralf Banken studierte Geschichte und Sozialwissenschaften an der Universität Münster und lehrt zurzeit als Wirtschafts- und Unternehmenshistoriker an der Goethe-Universität. Zu seinen Publikationen zählen Veröffentlichungen zur Geschichte der MAN, der NS-Wirtschaftsgeschichte und Geschichte der Industrialisierung.